Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

41. Jahrgang.

1908 **Berlin-Bremen, den 25. März.** Nr. 13

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Ich will euch zu Menschenfischern machen. Von Martha Zietz. — Luther als Künstler. II. Von W. Nithack-Stahn. — Beobachten und Nachdenken. Von Otto Raupp. — Fürstenbriefe. Von Saxo. — Nachtgedanken. Von S. v. Adelung. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Ich will euch zu Menschenfischern machen.

Aus der Geschäftigkeit des Alltagsleben holte sich Jesus seine Jünger mit dem Rufe: „Ich will euch zu Menschenfischern machen". Er zeigte ihnen damit, wie unendlich viel wertvoller alles ist, was wir dem lebendigen Menschen und seiner Seele tun, als was wir in unserer Arbeit, unserem Beruf leisten. Die Sorge für das tägliche Brot, für des Leibes Nahrung und Notdurft muß sein, und wir müssen unser ganzes Können an eine pflichtgetreue Arbeit setzen. Aber wir dürfen nie vergessen, daß wir als Jünger Jesu noch andere Pflichten zu erfüllen haben: wir sollen den Menschen helfen, die Kämpfe des Lebens zu bestehen. Wir sollen ihnen zu der Erkenntnis helfen, daß wir mit den einzelnen Schicksalsschlägen und Ereignissen unseres Lebens Bausteine in die Hand bekommen, aus denen wir uns unser Schicksal aufbauen sollen. Nicht *ertragen* sollen wir das Leben mit seinen Leiden und Freuden, sondern wir sollen es *gestalten*. Da gibt es in jedes Menschen Leben Augenblicke, in denen er hilfebedürftig ist, in denen er sich nach jemandem sehnt, der seiner Seele in ihrer Unruhe und Unsicherheit hilft. Und wir alle, die wir Christen sind, sind berufen, ja, wir sind verpflichtet, diese Seelen einem höheren Leben, einer aufwärtsgehenden Entwickelung zu retten. „Ich will euch zu Menschenfischern machen." So sprach Jesus zu seinen Jüngern, und er zeigte ihnen dann die Menschen, denen sie helfen sollten; es waren die Armen, Verachteten, die Mühseligen und Beladenen. Nicht die Weltmenschen, nicht die Liebenswürdigen — Allzuliebenswürdigen, die jeden Konflikt im Leben mit kluger Berechnung aus dem Wege gehen. Es waren nicht jene höflichen Menschen, die nirgends anstoßen, die nie gegen den Strom schwimmen, die nie eine eigene Meinung zu vertreten wagen, wobei sie sich dann noch oft hinter die Entschuldigung verstecken, daß man den Schwachen kein Ärgernis geben darf. Alle diese Menschen sollen auch heute für uns nicht in Betracht kommen, sie alle bedürfen unserer in ihrer Selbstzufriedenheit nicht. Sie verstehen uns nicht einmal mit unserer Botschaft von der Verantwortlichkeit des einen Menschen für alle. Aber zu den anscheinend so Hartgewordenen, zu den Einsamen, Menschenscheuen, zu den Menschenverächtern wollen wir uns neigen und ihnen Sonnenschein und Frieden bringen helfen. Was für ungeahnte Seelengröße und Seelenschönheit finden wir dort. Es bedarf oft nur eines freundlichen Wortes, einer Freundestat, um uns eine solche Menschenseele in ihrer ganzen Tiefe, Schönheit und — Verlassenheit zu offenbaren. Dort müssen wir dann weiterbauen helfen, nicht müde werden, dem Verkannten zu zeigen, daß wir trotz seiner anscheinenden Härte und Schroffheit an dem göttlichen Keim alles verstehender Menschenliebe in ihm glauben. Wie unendlich zart muß so eine Seele, die in Gefahr ist, am Unverstandensein zu zerbrechen, angefaßt werden. Es gehört Liebe und Geduld dazu, wie nur Jesus sie uns vorgelebt hat. Aber wenn es uns gelungen ist, diese Seele vom Irdischen zu lösen, wenn es uns gelungen ist, sie in ihrer ganzen Tiefe vor uns aufzuschlagen, mit allen ihren wunderbaren Eigenschaften, dann ahnen wir, welchen unendlichen Wert auch der einzelne Mensch in der Schöpfung bedeutet. Nie werden wir uns inniger als Jesu Jünger fühlen, nie ihm dankbarer für seine Lehre sein, als wenn wir einer schönen, großen Seele helfen durften, sich ihrer Bestimmung zu nähern. Mit jeder Fessel, die wir lösen helfen, wächst unsere Erkenntnis von Gut und Böse, lernen wir die wirklich wertvollen Menschen ergründen und in heißer Dankbarkeit gedenken wir unseres Meisters, der uns zu Menschenfischern machen wollte. *Martha Zietz.*

Luther als Künstler.

II.

In alledem ist von *schaffender Dichtkunst* keine Rede. Was *die* zu bedeuten habe, das ist Luther nie in den Sinn gekommen.

So mögen wir ihn als Kunstverständigen von allen Seiten betrachten — ein heutiger Beurteiler seines Wesens hat recht: ein „*ästhetischer* Mensch", ein Kenner der Kunst war Luther nicht. Zweihundert Jahre vor ihm ist ein Deutscher nach Italien gereist, der Schlesier Johann von Neumarkt, Kanzler des schöngeistigen Karl IV., und schrieb nach Hause begeisterte Briefe in zierlichem Latein über das Land der Schönheit, wurde Petrarkas Freund. Zweieinhalb Jahrhunderte nach ihm fuhr der größte deutsche Dichter über die Alpen und erlebte eine innere Wiedergeburt. Luther reiste nach Rom und sah von seiner Klosterherberge hinüber nach den Riesengerüsten am Petersdom, wo man die Kuppel zu richten begann; schritt wohl vorüber am Vatikan, wo Michel Angelo auf dem Schwebegerüste lag und die letzten Pinselstriche an seinen Deckengemälden tat, der Ungeheure, der den Schöpfer nach seinem Bilde geschaffen — Luther weiß nichts davon. Und aus

später Erinnerung scheint ihm nur dies geblieben zu sein, daß die Pfaffen in den römischen Kirchen „viel lügen". Nein, Luther war kein Mensch der Renaissance, so wenig wie ein Humanist. Die schöne Form galt ihm gering, der Inhalt alles. Und für die Form ließ er nur einen Inhalt gelten: „Die höchste und einige Kunst des Christen ist der Artikel von der Vergebung der Sünden." So möchte ein Moderner sagen: Luther hatte für die Kunst keinen Sinn.

Und ich sage dennoch: er war ein Künstler, ja, der Größten einer, die wir unser nennen. Zwei Genien hatten an der Wiege des Bergmannskindes gestanden. Der eine war die Musik. Als Knabe schon singt er in den Gassen von Mansfeld und Eisenach, und sein heller Sopran dringt durch den vierstimmigen Chor nicht nur als gutes Organ, sondern kraft der sicheren Reinheit des geborenen Sängers und gewinnt ihm das erste Freundesherz. Wohl als Student schon hat er die Instrumente gespielt, die ihm sein Lebenlang treu blieben, die Laute und die Querflöte. Auf der ersten begleitete er sich und andere zum Gesang. Daß er im Kloster auch Orgel spielen lernte, dürfen wir annehmen. Als Hausvater hat er die Hausmusik gepflegt; bei Tische, im Freundeskreise wurde oft mehrstimmig gesungen, meist Motetten und kirchliche Responsorien, in denen er später auch seine Kinder schulte. Luther sang Tenor, oder wie man damals sagte, Alt, demnach eine Begleitstimme, die gutes Gehör verlangte. Bemerkte er Fehler in der Notenschrift, so verbesserte er sie aus eigenem Urteil. Die Gesetze des Kontrapunktes hatte er im Kloster gelernt. — Umstritten ist die Frage, ob Luther auch komponiert habe. Die Verehrung der Nachwelt schrieb ihm weit über hundert Melodien zu. Aber strengere Forschung hat deren Zahl mehr und mehr verringert. Neuerdings handelt es sich nur noch um die Frage, ob wir dem Dichter des „Ein' feste Burg" auch die machtvolle Weise verdanken, oder ob sein Freund, der Torgauer Organist Johann Walther, sie geschaffen. Erwiesen ist nichts, aber die Fähigkeit des Tonsatzes ist Luther nicht abzusprechen. Wissen wir doch, daß er für seine deutsche Messe, bei der Evangelium, Epistel und Abendmahlsworte gesungen wurden, neue Tonfolgen, wenn auch im einfachen gregorianischen Stile, selbst geschrieben hat. Und was sollen wir von einem Menschen sagen, der so innerlich abhängig war von der Musik, daß er, in tiefer Schwermut einst in Ohnmacht gesunken, durch nichts erweckt werden konnte, als dadurch, daß die Freunde zu musizieren begannen, worauf Luther sich aufrichtet, miteinstimmt und wie umgewandelt wieder Lebensfreude schöpft? Kein Musiker von Fach, aber musikalisch durch und durch, in nachschaffendem Empfinden ein Künstler!

Aber in höherem Sinne noch war er's auf einem anderen Gebiete: der Dichtkunst. Will man seine Größe als Dichter ganz ermessen, so handelt es sich freilich darum, was man unter einem Dichter versteht. Muß sich ein solcher durch Verse ausweisen, so hat Luther die Literatur nur wenig bereichert. 37 Lieder hat er verfaßt, nur 8 davon frei geschaffen. Aber was für Lieder! Man kann sie gar nicht vergleichen mit der Lyrik der Renaissance, dieser formenglatten, geistreich verständigen Verskunst. Das wäre, als vergliche man einen schnurgerade fließenden Kanal mit einem schäumenden Wildbach. Nur mit alten Volksliedern kann man sie zusammen nennen. Aber wieviel reicher ist Luther an Seelenlauten! Man höre den erschütternden Ruf des „Aus tiefer Not"; dagegen das holde Engellied „Vom Himmel hoch", das er seinen Kindern gedichtet. Man höre den Sterbesang: „Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin", der in jedem Worte malt, wie sich einer zum letzten Schlafe hinstreckt. Man höre sein frisches Heldenlied auf die ersten Märtyrer der Reformation: „Ein neues Lied wir heben an"; oder sein auch

im Rhythmus springlebendiges Lob der „Frau Musika": „Für allen Freuden auf Erden"! Nun gar: „Ein' feste Burg"! Man könnte über diese vier Strophen ein kunstwissenschaftliches Buch schreiben. Denn das ganze Rätsel der Kunstwirkung steckt in diesen einfachen Worten. Schon in der ersten Zeile steigt eine mächtige Empfindung auf, die bis zum Schlusse aushält. Man spürt den heißen Atem des Dichters, der uns sagen will: „Gott ist für uns — wer mag wider uns sein?" Aber er denkt das nicht in Begriffen, er denkt in Vorstellungen. Wie es dem Künstler eigen ist: er redet nicht, er bildet. Drommetenruf von der Zinne einer quadergefügten Burg — wir sehen sie vor uns. Droben blinken die Waffen. Von allen Seiten strömen Flüchtende in die Tore. Am Horizont in düsterer Wolke ein gepanzerter Riese. Da naht von der anderen Seite sonnenstrahlend ein Held. Und alles jubelt ihm zu. Heraus strömt das Volk, ihm nach, der dem finsteren Ungeheuer entgegenzieht. Ein Schwarm von gräßlichen Gestalten umringt den Feind. Aber wie ein Flammenschwert zuckt es aus des Gotteshelden Munde, und dröhnend fällt der Goliath zu Boden. Hoch klingt der Triumphgesang. Noch tobt die Schlacht mit den wütenden Höllengeistern; aber hoch im goldenen Gewölke tuen sich lichte Fernen auf, das Ziel der Gottesstreiter! — Wir haben mit gesuchten Worten umschrieben, was Luther mit unnachahmlich einfachen sagt. Und jedes Wort ein Schlag. Nicht um der Schönheit, um der Wahrheit willen jedes Wort gesprochen. — Wir kennen den Anlaß nicht, der Luther zu dieser Dichtung trieb. Aber jede Zeile verrät's: es ist ein Gelegenheitsgedicht, persönlich und subjektiv wie nur eines, und doch allmenschlich. So überzeugend, daß es auch Nichtprotestanten begeistert, daß es auch als nationales, als politisches Lied gesungen werden konnte; daß es gesungen werden wird, solange ein Mensch für eine Gewissenssache streitet.

Auch darin zeigt sich Luther als ursprünglicher Dichter, daß ihm die Saiten allerwege klangen. Auf seines Lenchens Grabstein macht sich sein Vaterherz in lateinischen Versen Luft. Kann man Rührenderes sagen, als es in der Verdeutschung klingt:

„Hier schlaf' ich, Lenchen, Dr. Luthers Töchterlein,
ruh' mit allen Heiligen in meim' Bettlein" . . . . ?

Und als er sein Haus bestellt und die Vermögensübersicht aufstellt, fließen ihm in die trockene Rechnung Verse hinein:

„Ich armer Mann, so halt' ich Haus!
Wo ich mein Geld soll geben aus,
da dürft' ich's wohl an sieben Ort,
und fehlt mir allweg hie und dort."

Und nur ein Dichter konnte einen Brief schreiben, wie den berühmten Luthers an sein Söhnchen Hans; nur ein Dichter konnte wie er auf den Gedanken kommen, die Fabeln Äsops zu verdeutschen, um sittliche Wahrheiten abzubilden.

Aber was reden wir von kleinen Dingen, anstatt von der größten Tat seines Geistes: der Bibel-Verdeutschung? Nicht daß Luther die heiligen Schriften übersetzte, war neu und unerhört — es gab vor ihm deutsche Bibeln die Fülle, in ober- und niederdeutscher Mundart — sondern neu und überwältigend war seine Sprache. Natürlich hat Luther sie nicht aus freier Luft geschaffen. Das vermag kein Mensch. Eine neue deutsche Sprache war damals in der Entwicklung begriffen. Schon im 14. Jahrhundert hatte sie eingesetzt. Kaiser Karl, der Luxemburger, der weitschauende Humanist, hatte in seiner Kanzlei in Prag das Stilgefühl, die Schönheit des Ausdrucks in deutscher Sprache gepflegt. Zum ersten Male wurde gebildeten Deutschen klar, daß auch ihre Zunge, nicht nur die der Welschen und der Lateiner, ästhetischer Wirkungen fähig sei. Dieses Neuhochdeutsche, eigentlich Ostmitteldeutsche, wanderte aus

der böhmischen Kanzlei nach Schlesien, Meißen, Kursachsen, wo es Ende des 15. Jahrhunderts anlangte. Luther lernte es nicht erst in Wittenberg kennen, die Augustinermönche trieben damals im Gegensatz zu den übrigen Bettelorden auch deutsche Literatur. Aber freilich, dieses Beamtendeutsch war noch nicht das Gefäß, in das Luther den Geist des heiligen Buches gießen mochte. Er fühlte — und das war seine eigentliche Großtat — daß jenes Deutsch umgegossen werden mußte in dem Feuer einer lebendigen Volkssprache. Zum Überfluß hat man sein Wort wiederholt, daß er „den Leuten auf dem Markt und auf der Gasse aufs Maul gesehen habe". Aber man hat das oft mißverstanden: als hätte Luther die Ausdrucksweise der Ungebildeten nachahmen wollen. Und man erklärt wohl gar daraus seine Neigung zu groben oder uns Heutigen grob klingenden Worten. Nein, sondern Luther hat einfach die Sprache des Lebens erlauscht, die so anders klang als die destillierte, auf Flaschen gezogene der Stubengelehrten. Unübertrefflich schildert er selbst diesen Unterschied. „Ave Maria, gratia plena" — das würde ein Mann mit der lateinischen Brille übersetzen: „Gegrüßet seist du, Maria voller Gnaden." Luther scherzt: man sage ja auch, ein Faß voller Bier. Aber das sei in diesem Falle undeutsch. „Maria, Holdselige!" so verstehe es jedermann, wie es gemeint sei. Immer wieder betont er dies, daß er „rein und klar deutsch" reden wolle. „Deutsch" heißt „volkstümlich". Um des Volkes willen rede er so.

Der große, bescheidene Mann! Er wußte selber nicht, warum er diese Sprache schrieb. Nicht aus pädagogischen Rücksichten, sondern in Wahrheit — weil er ein Dichter war. Nichts anderes hat Luther getan, als was der junge Goethe tat, als er, von Herder geleitet, im Elsaß den Volksliedern lauschte; als er den Zopf der Gelehrtensprache abtat und die „Stimmen der Völker" an seine Seele klingen ließ, die heilige Sprache der Natur.

Freilich, Luther hatte das schwerere Werk zu tun: die Quellen aufzugraben, aus denen einstmals Lessing, Herder und Goethe schöpfen sollten. Und auch einem Genius fliegt das Höchste nicht zu. „Oft haben wir vierzehn Tage, ja, drei, vier Wochen ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden." Aber als das „Riesenwerk", wie Goethe staunend die Lutherbibel nannte, vollendet war, da durchdrang auch den kindlich Bescheidenen ein tiefer Stolz. Zwar für einen Dichter hielt sich der Verdeutscher der Psalmen, der Neusänger des Paulusliedes von der Liebe noch immer nicht. Aber wenn ihm die Römischen vorwarfen, daß er schlecht übersetzt habe, da er im Römerbriefe in den Satz: „Der Mensch wird selig nicht durch Gesetzeswerke, sondern durch den Glauben", das Wort „allein" hineingefälscht — da wallte ihm das Blut: „Lästern mich die Sudeler und Papstesel, ich will doch ein Doktor, ja auch ein ausbündiger Doktor sein, und sie sollen mir den Namen nicht nehmen bis an den jüngsten Tag!"

Er sagte: „Doktor" — er hätte sagen sollen: „Dichter".

Luthers Prosa — wen hätte sie noch nicht mit der geheimnisvollen Macht der Dichtkunst berührt? Man lasse die Katechismus-Erklärung zum zweiten Glaubensartikel an seinem Ohre vorüberziehen, diesen einzigen Satz, von dem Lessing urteilte, es sei der schönste in deutscher Sprache: „Ich glaube, daß Jesus Christus . . . ." Oder man höre die Antwort aus dem Vaterunser: „Gott will uns damit locken . . . ." Welch ein kristallenes Gefüge! Welche innere Musik darin! Ja, in dem ersten Satze malen sogar die Vokale die wechselnde Stimmung: das durchklingende helle A am Anfang: „Wahrhaftiger Gott . . . wahrhaftiger Mensch"; die dumpferen Laute: „erworben . . . gewonnen . . . erlöset . . . Tod und

Teufel . . . teurem Blut". Das Aufsteigen aus der Tiefe: „Sein eigen . . . in seinem Reiche . . . ihm diene . . . regieret in Ewigkeit". Und wie eine Fanfare der Schluß: „Das ist gewißlich wahr!" — War das Berechnung? Nein, aber das unbewußte Schaffen des Dichters. Warum lehrt man die Kinder nicht lieber die Schönheit solcher Kunstwerke empfinden, anstatt sie lehrhaft zu zerpflücken?

Oder man höre die Sätze aus Luthers Schrift über „Christliche Schulen": „Liebe Deutschen, kaufet, weil der Markt vor der Türe ist; sammlet ein, weil es scheinet und gut Wetter ist; brauchet Gottes Gnade und Wort, weil es da ist! Denn das sollt ihr wissen . . . es ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland, hin ist auch hin; nun haben sie den Türken. Rom und Lateinischland hat ihn auch gehabt, hin ist hin; sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet . . . ."

Immer wieder die seltsame Schlagkraft der Lutherssprache. Warum? Dieser Mann denkt nicht in blassen Begriffen, er denkt in Anschauungen. Dichterart!

Die verrät besonders sein Humor. Ein großer Dichter ohne Humor ist nicht denkbar. Woher nähme er sonst die göttliche Heiterkeit, die er zum Schaffen braucht? Selbst im Zürnen muß er das befreiende Lachen finden. So auch Luther. Weil sein Herr Christus „für Spott und Narrenrede geachtet wird", muß auch er die Feinde narren. „Se. Höllischkeit" nennt er den Papst, und dessen Dekretalien sind „Drecketalien". Die päpstlichen Diener behandeln das arme Volk, als wenn man den Hunden, die Hunger haben, „mit dem Messer auf die Schnauze schlägt". Wie lacht Luther über die Reliquien, die man von Halle nach Mainz spediert! War nicht „ein Stück vom linken Horn Mosis" darunter? Und „zwei Federn und ein Ei vom heiligen Geist"? Auch „drei schöne Lockhaare Absaloms"? — Nach Worms will er reisen, und „wenn's gleich neun Tage hätte Herzog Georgen regnete". Wie scherzt er brieflich mit seiner Frau: „Allerheiligste Frau Doktorin!" Und da sie auf dem Landgute weilt: „Zulsdorferin", „Säumärkterin." Und als sein Töchterlein vorsingen soll und nicht mag, meint er: „Aus den Werken des Gesetzes geschieht nichts Gutes . . . also, was man gezwungen tun muß, geht nicht von Herzen."

Und immer wieder wundern wir uns, wie wenig dieser Mann sich seiner Kunst bewußt war. Er hat Sorge, seine Schriften würden zu viel gelesen, hielten dadurch die Leser ab von der heiligen Schrift selber. „Um deswillen bin ich meinen Büchern feind, wünschte, sie möchten untergehen." „Ich halte dafür," schreibt er einem Freunde, „daß meine Bücher ganz und gar stinken . . . . und heuchle hierinnen nicht. Mein Geist ist in freien Künsten unerfahren und ungepolieret . . . rumorisch und stürmisch . . . indem er einen großen Wald und Haufen der Worte ausspeiet."

So unbewußt sind nur große Künstler groß. Und auch darin hatte er die Bescheidenheit eines deutschen Dichters, daß ihm die Kunst nicht „die tüchtige Kuh war, die ihn mit Butter versorgte". Dieser Poet, der den größten Erfolg unter allen in der Weltliteratur gehabt, hat für seine Schriften keinen Heller Bezahlung empfangen und begehrt.

Hat da ein Literarhistoriker die Frage aufgeworfen, ob Luther ein Dichter genannt werden könne, und gemeint, Kunstgenie und Tatgenie kämen doch eben nicht vereinigt vor. Man sieht, daß die Theorie auch hier versagt. Höchstens darf man sagen, daß Luthers Seele der Religion gehörte und nicht der Kunst. Aber „ein Raffael ohne Hände" war er nicht, er hat die Sprache schöpferisch gemeistert.

Er war ein Künstler.

Als wir vor drei Jahren Schillers gedachten, da wurde bemerkt, daß große Dichter etwas Prophetisches in sich haben. Kann man das nicht auch umkehren und sagen: Propheten pflegen zugleich Poeten zu sein? Man nenne einen Helden der Religion, der nicht gedichtet hätte. Waren es Hymnen, in denen er seinen Gott besang; oder war heiliges Pathos in seiner Predigt; oder sprach er in Sinnbildern, in Gleichnissen von den unsichtbaren Dingen: immer galt es von ihm: er redete nicht wie die Schriftgelehrten, die nüchternen Prosamenschen — er sprach gewaltig, wie ein Künstler des Wortes. Wie erklärt sich das? Ist dies das Wesen einer offenbarenden Persönlichkeit, daß ihr „ein Gott gab, zu sagen", wonach Millionen vergebens ringen? Und wenn so große Dinge gesagt werden, könnte es nur in gehobener Rede, im Schwunge der Begeisterung sein? Gewiß, aber R e d e n macht den Künstler noch nicht, so wenig wie den Propheten. Es ist die Welt der P h a n t a s i e, in der sie beide leben. Nicht d e r Phantasie, die eitle Wahngebilde vorgaukelt, sondern der Gotteskraft, die im Bilde des Vergänglichen das Unvergängliche ergreift.

Darum — so m u ß t e ein Luther auch ein K ü n s t l e r sein.

W. N i t h a c k - S t a h n.

Beobachten und Nachdenken.

In den „Münchener Neuesten Nachrichten" las ich vor einiger Zeit folgendes: „Der Puritaner wird als ein Mann beschrieben, der die Seele eines Wüstlings habe, ohne dessen Erfahrungen. Genau so läßt sich von dem Temperenzler sagen — der übrigens mit jenem Puritaner meist ein und dieselbe Person bildet —, daß er die Seele eines Säufers habe, ohne dessen Erfahrungen. Er hat eine krankhafte Sehnsucht nach Spirituosen schärfster Art; er weiß, daß er ein Trunkenbold werden müßte, wollte er dem Hange seiner verdorbenen Natur folgen. So greift er zu den bekannten lächerlichen und alle gesunden Menschen drangsalierenden Gewaltmitteln der Temperenzbewegung, er vernichtet alle Möglichkeiten eines frohen Lebensgenusses, um gegen alle Möglichkeiten, seinem Laster zu verfallen, gesichert zu sein. Leider muß man nach den Berichten der „Köln. Ztg." feststellen, daß in den Vereinigten Staaten die unnatürliche und kulturfeindliche Bewegung in der Zunahme begriffen ist" usw.

Als ich obige Notiz las, mußte ich mich fragen, ob ihr Schreiber zu gleicher Zeit „beobachten" und „nachdenken" kann. Wenn er dazu imstande wäre, müßte er sich doch wohl sagen, daß allen Erscheinungen eine Ursache zugrunde liegt, beziehungsweise: daß außerordentliche Erscheinungen aller Wahrscheinlichkeit nach auch außerordentliche Ursachen haben. Alle Temperenzbewegung ist weiter nichts als eine Gegenwirkung. Sie kommt nur da auf, wo ihr Gegenteil in Blüte steht und die Gesundheit, das Familienleben, die geistige und sittliche Beschaffenheit des Volkes vergiftet. Deswegen ist sie keine Allgemeinerscheinung, sondern muß aus den Verhältnissen eines bestimmten Ortes, einer bestimmten Gegend verstanden werden, als ein Wiedererwachen der Vernunft gegen die Unvernunft der Trinkunsitten der Masse. Wir wollen da doch ehrlich sein und einfach zugestehen, daß es auch einen Alkoholismus gibt, daß er da und dort unberechenbares Unheil anrichtet, und daß ihm zuleibe zu rücken ein höchst lobenswertes Unternehmen ist. Die Art und Weise, das Wie des Unternehmens, mag manches Mal nicht einwandfrei sein, und der Gewalttätigkeit des Lasters mag manches Mal die Gewalttätigkeit lokaler Gesetzgebung entgegengesetzt werden. Aber kommt nicht auch das Umgekehrte vor? Zum Beispiel, daß die Enthaltsamen leiden müssen unter den ungehinderten Unmanieren der Trinkbaren? Wer in der Nähe einer Wirtschaft wohnt und bis tief in die Nacht hinein vom Lärm einer trinkenden Menschenmasse wach gehalten wird, anstatt daß er endlich einmal nach des Tages Last und Mühe zum wohlverdienten Schlummer käme, weiß davon ein Lied zu singen. Es ist unbeanstandetes Gewohnheitsrecht geworden, daß des Nachts auf den Gassen die Bierfröhlichkeit Spektakel macht, und als ein Eingriff in sehr geheiligte Menschenrechte wird es angesehen, wenn die Polizei ihres ruhegebietenden Amtes in etwas größerer Nachdrücklichkeit waltet. Daß aber der ruhebedürftige Zeitgenosse in seinem doch wohl ebenso unantastbaren Rechte verletzt wird, Ruhe zu haben, das ist ein Gedanke, zu dem sich bloß ein sehr liebevoller Nebenmensch aufschwingt.

Will aber jemand leugnen, daß wir in diesen Dingen zugleich ein unberechenbares Kapital an Verstand, Charakter und Lebensglück zugrunde gehen lassen? Wer schon einmal mit eigenen Augen und mit einem mitfühlenden, brüderlich gesinnten Herzen in das jammervolle Elend hineingesehen hat, das der Trinkteufel auf seinem Ungewissen hat, der kann es wohl begreifen, daß in der Reihe der vielen Abwehrmittel unter anderen auch die vielgescholtene Temperenzbewegeung aufgetaucht ist. Da möge doch, wer ein vernünftiger und ernst zu nehmender Kritiker sein will, zum mindesten den einzelnen das Recht und die Freiheit lassen, dieser Bewegung sich anzuschließen und auf den im Trinken liegenden „Lebensgenuß" zu verzichten. Diese Enthaltsamkeit, die gewiß ohne Selbstbeherrschung nicht möglich ist, ist jedenfalls so löblich und ehrenhaft, als ihr Gegenteil, und sie kann sich im Reich der Tugenden getrost neben jeder Anschauung sehen lassen, die in dieser Beziehung ein weiteres Gewissen hat. Wenn ein Temperenzler in einem Dutzend von Jahren auch nur einen einzigen bekehrt, der bisher ein Sklave seiner Leidenschaft gewesen ist, so hat er mehr Gutes getan, als der andere, der gedankenlos die Lebensgewohnheiten einer an Mäßigkeit armen Zeit mitgemacht hat. Und wenn jemand nur deswegen Temperenzler geworden ist, weil er früher einmal durch das Trinken sich selbst geschädigt hat, nun, dann sollte man ihn doch wenigstens dafür loben, daß er noch rechtzeitig sich aufgerafft und aus dem Sumpf sich heraus gerettet hat. Wenn ihm dann die bloße Mäßigkeit noch zu wenig ist, und er lieber ein ganz Abstinenter sein will und bleiben bis zu seinem Tod, so ist das lediglich seine Sache. Und wenn er für diesen seinen neuen Lebensgrundsatz Propaganda macht, so hat er dazu das gute Recht, und er ist jedenfalls nicht kulturfeindlicher als der, der an den Straßenecken Flaschenbier feilbietet. Das sollte unter gerecht urteilenden Staatsbürgern des 20. Jahrhunderts doch wohl feststehen.

Was für eine törichte, unüberlegte, weder auf Beobachtung noch Nachdenken beruhende Rede: „kulturfeindliche Bewegung"! Das Geld, das einer durch Enthaltsamkeit spart, wird er wohl kaum in einem Kasten, in einem Strumpf verstecken. Verbrauchen wird er's auch, bloß für etwas Vernünftigeres als Bier. Er wird sich seine Wohnung reichlicher ausstatten, er wird seine Wände mit schönen Bildern schmücken, er wird gute Bücher kaufen, in das Theater oder in Konzerte gehen, er wird Reisen machen oder Wohltätigkeit üben. Ausgegeben wird das Geld so auch wieder, also auch von anderen wieder eingenommen. Es geht so jedenfalls einen besseren Kulturweg, als wenn es in den rauchenden Kamin einer Bierbrauerei geworfen wird. Besteht denn der Witz der Kultur darin, daß Spirituosen vertilgt werden? Es ist wahrhaft eine Schande, daß jemand Dinge schreibt, die den Eindruck erwecken, als habe er diese Auffassung. Kulturfeindlich ist alles, was langsam oder schnell, direkt oder indirekt, in dieser oder in einer der folgenden Generationen die intellektuelle oder moralische oder

ästhetische oder physische oder psychische Kraft weniger oder vieler hemmt, stört, zerstört. Wer noch den Ehrgeiz besitzt, in aller seiner Vielschreiberei sein ehrliches Gewissen zu bewahren, soll doch überlegen, wie viel von dieser Sünde gegen den heiligen Geist der Menschheit der Alkohol, dieser eine von den Göttern weiter Volkskreise, ohne Wimpernzucken auf sich geladen hat!

Wie sehr der böse Geist einem gedankenlosen Beobachter die Feder irreführen kann, das möge der Artikelschreiber der „M. Neuesten Nachr." an seinen eigenen Worten lesen, da er von dem Temperenzler sagt: „Er vernichtet alle Möglichkeiten eines frohen Lebensgenusses". Liegen denn in Wahrheit „alle" Möglichkeiten eines frohen Lebensgenusses in dem einen, einzigen Alkohol? Oder ist nicht vielmehr der Alkohol für viele Menschen die einzige Ursache davon, daß sie an nichts mehr eine wirkliche reine heilige Freude haben können? Wenn man es als eine Übertreibung verurteilt, daß da oder dort in Amerika ein Staat den Antialkoholismus beziehungsweise die Temperenz zum Staatsgesetz erhebt, dann ist's jedenfalls eine ebenso große Übertreibung, in den erbosten Gedankengang auf einmal das Wörtchen „alle" einzuschmuggeln. Es scheint, daß manche sich erst einmal dessen bewußt werden müssen, was eigentlich wert ist, als wirklicher Lebensgenuß zu gelten. Jedenfalls ist das Trinken höchstens „auch" einer neben vielen anderen. Zum Glück aber gibt es neben diesem einen noch einige Dutzend andere. Und viele Menschen gibt es, die freuen sich des Lebens, ohne dabei auch nur einen Tropfen Wein oder Bier zu sehen. Es ist an der Zeit, daß wir die Zahl dieser vermehren oder doch wenigstens die Zahl derer, die sich nicht darüber wundern oder aufregen, wenn jemand seine stillen und erhebenden Erquickungen und Förderungen wo anders sucht als in den Bierpalästen. Unsere Kultur könnte das wohl gebrauchen. Denn es liegen in unserem Volke noch viele ungehobene Lebensschätze. Gehoben aber werden sie ganz gewiß nicht im Kreise froher Zecher. Dazu gehört vielmehr Stille, ernster Wille, Selbstbeherrschung, ein hohes geistiges Ziel. Wenn auf diesen Gefilden auch die Abstinenzler sich bewegen und arbeiten, so sollen sie willkommen geheißen sein. Lieber sind sie uns jedenfalls als die Zeitungsschreiber, die ihre Feder in die Tinte tauchen, ohne imstande zu sein, außerordentliche Erscheinungen gedankenvoll auf ihre außerordentliche Ursache hin zu beobachten. Otto Raupp.

Fürstenbriefe.

Im Jahre 480 vor Christi Geburt korrespondierte der erste Lord der Admiralität der griechischen Flotte, Themistokles, mit dem persischen Großkönige, und dieser mit jenem. Die Folge dieser Korrespondenz war die Schlacht bei Salamis und die Niederlage des Großkönigs. Der Admiral war schlauer gewesen, als der mit der Tiara gekrönte Herrscher. Aber natürlich hat diesem das niemand zu sagen gewagt. Später wurde die Sache so dargestellt, als ob der Verrat in der eigenen Flotte die schlimme Entscheidung herbeigeführt habe. Das machte sich vor dem Forum der Geschichte nicht so schlimm, wie die Kurzsichtigkeit des Königs selbst.

Im Laufe der Geschichte haben die Fürsten stets das Bedürfnis gefühlt, in kritischen Zeiten selbst, eigenhändig zur Lösung irgend einer Schwierigkeit beigetragen. Das geschah aus Tatendrang, aus dem Gefühle heraus, nicht nur eine dekorative Figur in der Geschichte darzustellen; oder auch aus Pflichtgefühl, um da nachzuhelfen, wo der gewöhnliche Gang der Geschäfte und Ereignisse eine Sache nicht recht vorwärts brachte. Friedrich Wilhelm IV. schrieb gern solche Briefe, ebenso Napoleon III., noch mehr die englische Königin Viktoria. Sie haben manches Gute damit geschaffen, manche Schwierigkeit durch ein persönliches und versöhnliches Wort aus dem Wege geräumt, aber die Empfänger ihrer Briefe auch oft in Verlegenheit gesetzt, wenn sie mit den Ausführungen der hohen Schreiber nicht ganz einverstanden waren.

Unser Kaiser redet und schreibt gern. Die Journalistik hat für diese Neigung das Wort „impulsiv" geprägt. Ein neutraler Ausdruck, der eigentlich zu wenig sagt. Man sollte einen Ausdruck wählen, der mehr das Recht des Fürsten, seine Gedanken auszusprechen, anerkennt. Man sollte nicht alles „impulsiv" nennen, weil es uns, der Öffentlichkeit, den Reportern, den Lesern soerscheint.

Nun hat der Kaiser an den ersten Lord der englischen Admiralität, den er persönlich genau kennt, mit dem er sich mündlich über Fachfragen gar oft ausgesprochen hat, einen Brief geschrieben. Kein Land, außer Deutschland, interessiert den Kaiser mehr, als England. Es ist das Land seiner Mutter und seiner nächsten Verwandten. Er fühlt sich dem Lande verwandt. Durch eine Indiskretion ist die Tatsache und der ungefähre Inhalt des Briefes in unrechte Hände und dadurch in die „Times" gekommen. Und die hat daraus eine Affäre gemacht, als ob eine Parallele oder wenigstens eine Ähnlichkeit mit der Korrespondenz zwischen Xerxes und Themistokles vorliege; als ob es sich um eine verdächtige Zwiesprache vor der Schlacht handle. Vernünftige Engländer — es gibt sehr viele vernünftige Leute unter ihnen, mehr als bei uns — haben das Richtige getroffen, indem sie sagten, man möge sich doch nicht lächerlich machen, indem man aus solchem Briefe eine Haupt- und Staatsaktion künstlich konstruiere. Diese vernünftigen Leute werden drüben wohl das letzte Wort behalten.

Aber wie stehts bei uns? Seit nunmehr acht Tagen unterhält meine Zeitung in Leitartikeln, Entrefilets und ganzen Depeschengruppen mich mit dieser Angelegenheit. Der erste Blick in die Zeitung fällt stets auf das betreffende Stichwort. Gut; als Leser der Zeitung und Beobachter der Gegenwart will ich natürlich auch darüber unterrichtet sein. Aber wie kommt's, daß ich nun Tag für Tag damit geradezu gelangweilt werde, und zuletzt eigentlich doch nicht weiß, wie es war? Vermutlich steckt Zeitungskonkurrenz dahinter, ein Wettlaufen der Depeschen-Institute, die stets noch neuere Nachrichten dem Publikum übermitteln wollen. Aber ist's nicht noch etwas anderes? Warum reden und lesen wir — das Publikum — denn immer wieder so gern von solchen gelegentlichen Kundschaften, die aus der Tätigkeit der regierenden Häupter zu uns dringen? Weil noch eine falsche Untertanen-Devotion in uns steckt! Weil wir Deutschen immer noch gleichsam in der Bedientenstube sitzen; und wenn dann aus den Räumen der Herrschaft einmal eine Kunde herabkommt, dann wird das mit einer Wichtigkeit durchgesprochen, daß den Herrschaften darob bange werden möchte. Wir haben nicht die richtige Distanz zu unseren Fürsten, und ebensowenig das rechte Augenmaß für ihre gelegentlichen Handlungen. Durch uns werden die Dinge erst schlimm gemacht. Durch unsere subalterne Art verwirren wir das öffentliche Urteil, dadurch beeinflussen wir auch wiederum das Urteil der regierenden Herrschaften über uns. Ständen wir innerlich freier, so würden wir selbst manchen Schaden verhüten können, den andere mit Fürstenbriefen anrichten. Das ist ein ethischer Mangel, und den zu erkennen, ist für ein Volk mehr wert, als die Sucht, täglich etwas Neues von denen zu hören, die einige Stufen über uns stehen. Saxo.

Nachtgedanken.

Von S. v. Adelung.

Entsetzlich, so eine endlose, stumme, qualvolle Krankheitsnacht — geradezu entsetzlich! Drüben sitzt der alte

Diener im Lehnstuhl; er hat den Schlaf nicht länger überwinden können, und sein leises Schnarchen klingt an des Kranken Ohr. Armer Kerl! wozu ihn wecken? Der Schlaf ist so ein süßes Labsal: wenn es der Kranke nicht haben soll, warum es dem Gesunden rauben? Das Nachtlicht brennt matt, wie ein verglimmendes Stückchen Leben. Wie laut die Uhr tickt! so ein hartes, ungeduldiges, hastiges Ticken! Manchmal scheint es dem Kranken unerträglich laut; dann wieder verliert sich der Klang weit, irgendwo in der Unendlichkeit. . . . Drüben, der trüb erleuchtete Tisch, das ist sein, des Professors, Schreibtisch. Dort liegt seine Arbeit, sein teures, halbvollendetes Werk, ein Manuskript, an dem er schon seit fünfzehn Jahren unermüdlich arbeitet. Ein halbes Leben, kann man sagen, Kindheit und Greisenalter abgerechnet — ein halbes Leben. Verdammt! und er muß hier liegen, regungslos, müßig, schmerzgeplagt, während kostbare Stunden, Tage, Wochen — Monate vielleicht— unbenutzt vergehen. Daß er auch gerade jetzt erkranken mußte, gerade jetzt! Noch zwei Jahre — ein und ein halbes vielleicht nur — und sein Werk wäre fertig geworden. Gerade seine allerbesten Gedanken sollten in diesen letzten Band kommen, große, epochemachende Gedanken, die die Gelehrtenwelt in Staunen versetzen mußten. Verdammt! Und warum hatte der Doktor, dieser Schwarzseher von einem Menschen, bei seinem letzten Besuche den Professor so sonderbar angesehen, so — so — mit einem Wort, so sonderbar? Sollte er . . . Pah! was einem für dumme, schwachsinnige Gedanken kommen können in einer solchen Nacht. . . . Friedrich! Friedrich!! Der Esel schläft, und hört den schwachen Ruf des Kranken nicht. Einerlei — was kann er auch helfen? Wenn nur diese verflixte Schwäche nicht wäre. . . . Freilich, wenn man nicht mehr jung ist und die Krankheit packt einen so heftig an — da sind sie schon wieder, die abscheulichen Gedanken. Fort, hinweg mit euch! Wie aber, wenn die Möglichkeit wirklich vorläge, daß es für ihn von dieser Krankheit keine Genesung mehr gäbe? Wenn — setzen wir einmal den Fall — w e n n er sterben sollte und seine Arbeit bliebe unvollendet liegen, das geliebte Manuskript, das seinen Ruf begründen und der Menschheit ein helles Licht auf goldenem Leuchter anzünden sollte? Trotz seiner Schmerzen schnellt er empor und aufrecht sitzend starrt er angsterfüllt in die Dunkelheit hinein. Nein, nein, der Gedanke ist zu ungeheuerlich: es darf nicht, es kann nicht sein! Er hat noch zu viel zu leben, zu denken, zu erforschen und niederzuschreiben. Sein Tagewerk ist nicht beendet, seine Aufgabe nicht gelöst: es wäre grausam, entsetzlich, ihn jetzt aus dem Leben zu reißen.

Aber kam dergleichen denn niemals vor?

Der Gedanke machte ihn rasend, er fühlte es: sein ganzes Innere bäumte sich dagegen auf in ohnmächtiger, angstvoller Verzweiflung, bis er, ein Wort ausstoßend, das einem Fluche nicht unähnlich war, erschöpft auf seine Kissen zurücksank. Friedrich rührte sich im Schlafe, seufzte, fuhr empor und starrte mit gläsernen Augen nach seinem Herrn hin. Dann erhob er sich und schlürfte leise bis an dessen Bett. Aber der Professor lag mit geschlossenen Augen still da, und Friedrich entfernte sich wieder. Erst in einer Stunde war es an der Zeit, die Medizin zu geben. Friedrich setzte sich in den Lehnstuhl und nicht lange, so war er abermals eingenickt.

Fort mit euch, ihr Gedanken, die ihr wie ein erbarmungsloses Ungeheuer die Seele zermalmen wollt, fort, sage ich! Kommt, andere Gedanken, andere Bilder, mit Gewalt will ich euch zwingen, die Schreckgespenster zu bannen! Wie, ihr wollt nicht? Ja, an was denken denn andere Menschen in solch einer Schreckensnacht, wo der Tod vor der Türe lauert, den Knochenfinger schon erhoben, um die Klinke herabzudrücken? An was? Womit besänftigen sie die Aufrührer, die furchtbaren Quälgeister? Laß doch

sehen, ob es nichts gibt, um diesen Aufruhr der Seele, schlimmer, als jede Krankheit, zu beschwichtigen?

Die Frommen, nun ja, das wußte er, zu was sie ihre Zuflucht nahmen, wenn Krankheit und Not und Tod an sie herantrat: er kannte ein paar der harmlos-stillen Leute, unter ihnen eine alte Cousine seiner Mutter. Sie hatten ihren Heiland, der ihnen Gott war und doch menschlich viel näher, als dieser unbekannte, ferne, geheimnisvolle Gott. Aber ihre Redensarten vom Lamm Gottes, das als Sühnopfer dahingeschlachtet worden sei und vom Blut Jesu, das von aller Schuld rein wasche, kamen ihm abgeschmackt und mittelalterlich vor. Er, der Professor, glaubte auf seine Weise auch an einen Gott, wenigstens an einen Urgeist, der, auf eine uns Menschen ewig unbegreifliche Weise, die Welt von Ewigkeit her täglich neu schafft, belebt, beseelt. Die Zeiten der materialistischen Weltanschauung waren überwunden, seit sich die Gelehrtenwelt, nüchtern geworden, wieder auf sich selbst besonnen und zu ihrem Erstaunen erkannt hatte, welch ein friedfertiger Mann Darwin gewesen, der, das eigene religiöse Bedürfnis anerkennend, nicht im entferntesten daran dachte, dasselbe bei anderen anzutasten. Nur wenn der fromme Glaube. plump und sinnlich geworden, Behauptungen aufstellt, die allen Naturgesetzen und allerWahrheit ins Gesicht schlagen, wird er von der modernen Wissenschaft durch deren überzeugenden, klaren Beweise gegeißelt und zu nichte gemacht. Eine Wissenschaft, die nicht die Ahnung des Unendlichen weckt und den Menschen groß und bescheiden zugleich macht — sie ist keine rechte Wissenschaft. Aber freilich, ein Wesen zwischen sich und jenes große ewige Rätsel stellen, ein Wesen, das bald Gott, bald Mensch, einmal ins Unendliche gezogen, den Schöpfer aus dem All verdrängte, ein andermal gleich einem gewöhnlichen Sterblichen zitternd und zagend vor dem Tode zurückbebte — nein, das paßte seiner Vernunft nicht, dieser gottgewollten, gottgegebenen Vernunft. Sie war seine heilige Leuchte im Erdenwandel, die er nicht willkürlich ausblasen durfte. . . . Und doch — jene alte Cousine war immer so zuversichtlich und heiter, trotz der vielen Leiden, die sie seit Jahren ans Krankenlager fesselten. Er besuchte sie zuweilen: sie hatten sich vereinbart, nie über Religion zu sprechen, weil er sich dabei ärgerte und die Cousine sich betrübte. Ganz konnte sie aber doch nicht Wort halten: ihr Glaube schien ihr aus den Augen, sprach aus ihrem ganzen Wesen. Etwas mußte doch an der Person dieses Jesus von Nazareth sein, das so unwiderstehlich anzog, daß dieselben frommen Gemüter, die ihn so auffällig falsch verstanden, Ruhe und Friede und stilles Glück bei ihm fanden. Was es nur sein konnte? Der Professor hatte bei seinen naturwissenschaftlichen Studien nie viel Zeit und Lust gehabt, sich mit theologischen Fragen zu befassen; sie lagen ihm zu weit vom Wege ab, und aus seiner Jugendzeit schimmerte nur noch ein verworrener Eindruck von empfangenem Religionsunterricht herüber. Jetzt bedauerte er plötzlich, daß er all diesenDingen so ferne stand, und daß ihn dieser Jesus von Nazareth so fremd ansah. Freilich, dessen Lebensgang war auch der denkbar gegensätzlichste von dem eines nüchtern-kritischen deutschen Professors. Oder halt — sollte doch —

Wenn er ihm dogmatisch nichts sein konnte, weil der zersetzende Verstand des Gelehrten längst die Decke gelüftet hatte, welche fromme Sage und wundersüchtige Überlieferung gesponnen — was blieb dann von diesem Jesus noch übrig? So gut er konnte, schöpfte er aus seinem Gedächtnis die einzelnen Begebnisse aus dem Leben des Weisen von Nazareth, sein Ende, seinen Tod. Auch er hatte einen Beruf gehabt, für den er ausschließlich lebte und dem zuliebe er alle Bequemlichkeit und Schönheit des Lebens opferte. Seltsam! daran hatte der Naturforscher noch nie gedacht. Und jetzt fiel ihm auch ein, wie jener, mitten aus diesem Beruf heraus, aus seinem Hoffen und Streben, jäh

hinweggerissen wurde und zu einem grausamen Tode geführt, gewaltsam, martervoll. Alle seine weltbeglückenden Pläne durchkreuzt, seine Liebesmühe vergeblich, seine Arbeit mitten abgerissen. Mißverstanden, verkannt, wurde er selbst von seinen treuesten Anhängern und Schülern geflohen, während seine Feinde über seinen Untergang triumphierten. Sterbend mußte ihm seine Sache für verloren scheinen, seine Mission ein Wahn, sein Gottvertrauen weggeworfen. . . . Seltsam, seltsam! An alle diese Dinge hatte der Professor noch nie gedacht. Und dann? Nach dem einen verzweifelten Schrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" war in des Rabbi Seele wieder die stille Zuversicht zu seinem Vater im Himmel zurückgekehrt. Er übergab ihm alle Zweifel und Bedenken, die seine Seele marterten, er übergab ihm diese Seele selbst und — verschied. Und was wurde aus dem Christentum? Ging es unter, wie es allen Anschein hatte, wurde es zertreten und vergessen im Staub der Jahrhunderte? Nein, im Gegenteil, das schmachvolle Ende seines Stifters wurde das Siegel seiner Beglaubigung. Tausende und Tausende von Frommen bekehrten sich zu ihm, durch des Kreuzes Zeichen mächtig ergriffen. Das Kreuz wurde das Siegeszeichen des welterobernden Christentums: durch das Kreuz wurde Jesus zum Heiland der Welt. Wunderbar! Gerade durch ihren scheinbaren Untergang hat die gute Sache gesiegt. Das Zeitliche, Menschliche ging unter, das Ewige, Göttliche blieb. Aber es hatte dazu der unerschütterliche Glaube, das feste Vertrauen eines Jesus auf seinen Vater im Himmel gehört. Hatten seine Nachfolger aber alle ihre Seelen an dem großen heiligen Feuer entzündet, das in des Meisters Seele brannte? Ach nein, die meisten verließen sich auf sein Verdienst, sie hofften durch ihn und seinen Glauben, sein Leiden und seinen Tod Erlösung und Seligkeit zu finden, das war leichter und bequemer, als selbst zu glauben und sterbend zu vertrauen, wie er es getan. Und er hatte doch damit ein Beispiel geben wollen, wie man vertrauen, lieben und hoffen soll, auch wo nichts mehr zu hoffen ist. . . .

Aber auch die, welche ein so bequemes Christentum nicht teilen mochten, wie er, der Professor — hatten sie diesen Jesus richtig gewürdigt, das Menschliche und Göttliche in ihm richtig aufgefaßt? War es recht, sich nicht weiter um ihn zu bekümmern, nur, weil viele seiner Anbeter sein Bild durch kindliche, unhistorische Vergötterung entstellt hatten? Blieb er selbst nicht groß und rein und ein Vorbild für alle, die hienieden leiden und sterben?

Es war Stille über den Kranken gekommen. Er lag und sann, und je länger er sann, je verklärter wurde der Ausdruck seines Gesichtes, je mehr Friede zog in sein Herz — der Friede Jesu von Nazareth.

Vom Büchertisch.

Peterli am Lift. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Niklaus Bolt. 10 Abbildungen. Orell Füßli, Zürich. 100 S. 2,20 M.

Eine speziell schweizerische Jugendschrift, ist drum für unsere reichsdeutsche Kinderwelt nicht verschlossen. Recht wahre und schlichte Charakterschilderung findet überall ihre Aufnahme und Wirkung, und wenn man sagen darf, daß das „Peterli" an das „Heidi" erinnert, so dürfte das wohl vielen Lust machen, es sich anzusehen.

An die Leser des „Protestantenblattes". Im Anzeigenteil dieses Blattes finden die Leser das Bibelwerk von Professor D. Joh. Weiß (bei Vandenhoeck u. Ruprecht, geb. 17 M.) angezeigt. Auf dieses vortreffliche Werk, das in diesem Blatt schon warm empfohlen worden ist, möchten wir noch besonders aufmerksam machen. Hier wird uns endlich das geboten, was man in freier gerichteten Kreisen schon lange vermißt und dringend ersehnt hat: eine auf den Forschungen der historisch-kritischen Theologie ruhende und doch gemeinverständlich geschriebene Bibelerklärung, durch die jedermann in den Stand gesetzt wird, sich im religiösen Bildungskampf unserer Zeit über biblische Fragen selber ein Urteil bilden zu können. Es ist ein Buch für das gesamte Volk, für Pfarrer und Lehrer nicht minder, wie für gebildete Laien. Es wird sich auch zum Konfirmationsgeschenk eignen, da es einen bleibenden Wert für die Zukunft darstellt. — Wir erachten es als eine Ehrenpflicht des kirchlichen Liberalismus, für die Verbreitung des Buches nach Kräften zu wirken.

Jena. Archidiakonus Dr. Auffarth.

Richard Wagner in seinen Briefen. Auswahl und Einleitung von Erich Kloß. Gebunden 2,50 M. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer (Bücher der Weisheit und Schönheit).

Zum 25. Todestage Wagners, 13. Februar d. J. Mehrere hundert von kleineren und größeren Ausschnitten aus seinen Briefen sind zusammengestellt, in der Reihenfolge ihrer geschichtlichen Entstehung und zugleich in Gruppen nach innerem Zusammenhange geordnet. Wir vernehmen Wagner über Dichter und Dichtung, über Musik, Musiker und Theater; Politik. Ferner über Zeitgenossen und Zeitfragen; über Familie, eigene Werke, Festspiele und Bayreuth usw. Nicht Wagner als Briefschreiber soll dabei gezeigt werden, sondern seine Aussprüche und Ausführungen sollen das Verständnis seiner Kunst und seines Menschentums fördern. So ehrt diese Gabe sein Gedächtnis und wird seine Freunde erfreuen, überhaupt in der Wagnerliteratur ihren eigenen Wert haben. M. F.

Völker, Daniel, Dr., Professor, **Ägypten und die Bibel.** Die Urgeschichte Israels im Licht der ägyptischen Mythologie. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Leiden, Buchhandlung und Druckerei vormals E. J. Brill, 1907. 125 Seiten. 2,50 Mark.

In unserer Zeit, in der der Panbabylonismus seine Riesenfaust auf das Alte Testament gelegt hat, ist es mit Freude zu begrüßen, daß V. wiederum mit Nachdruck darauf hinweist, in der religiösen Entwicklung Israels doch nicht den ägyptischen Einschlag zu vergessen. Daß Ägyptens Einfluß von Bedeutung war, bezeugen einerseits die Urkunden dieses Landes, andererseits die biblischen Traditionen, die die Stammväter des Volkes mit dem Lande am Nil in allerengster Beziehung wissen.

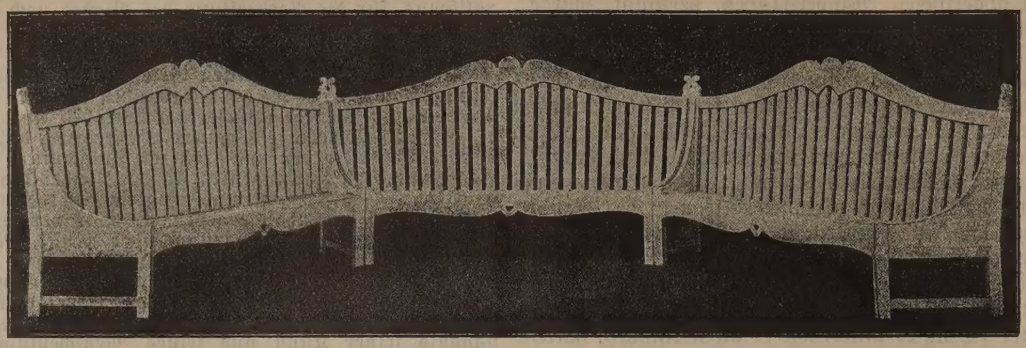
Der Verfasser geht von den ägyptischen Religionsvorstellungen aus und sucht den Nachweis zu erbringen, daß in der Geschichte der Patriarchen und ihrer Familien sowie in der des Mose und Simson ägyptische Mythologie zum Ausdruck kommt. Genaue Kenntnis der ägyptischen Religion befähigt ihn in geistvoller Weise, den Ähnlichkeiten nachzugehen, die der Vergleich dieser Religion mit der Israels ergibt. Freilich wird man so manche Parallele mit einem Fragezeichen versehen müssen, bei mancher Analogie sagen: so kann es sein, der zwingende Beweis aber, daß es so sein muß, ist nicht erbracht. Und wie sollte er auch. Das Haupthindernis hierfür ist die Unfertigkeit der Studien über die ägyptische Religion. Ihre Erforschung ist trotz der emsigsten und mühevollsten Arbeit der Gelehrten noch lange nicht abgeschlossen. Das Inschriftenmaterial ist unübersehbar und die Übersetzungen gehen oft weit auseinander. Infolgedessen ist, wie Erman in der Vorrede seiner Schrift „Die ägyptische Religion" sagt, „bisher nicht viel mehr erreicht als die erste Orientierung auf dem verworrenen Gebiete, und es wird noch manchen Jahrzehntes schwerer Arbeit bedürfen, ehe wir hier wirklich klar sehen werden". Torge.

Delitzsch, Friedrich, **Mehr Licht.** Die bedeutsamsten Ergebnisse der babylonisch-assyrischen Grabungen für Geschichte, Kultur und Religion. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1907. 64 S. Geh. 2 M. Kart. 2,50 M.

Diese Schrift hält, was ihr Titel verspricht. Auf gedrängtem Raume gibt der berühmte Berliner Assyriologe einen Überblick über die Resultate der Ausgrabungen in den Euphrat- und Tigrisländern nach den verschiedensten Richtungen hin. Geschichte, Geographie, Schrift, Töpferkunst, Steinschneidekunst, Bildnerei sowie die Kunst der Schmelzfarben, alles hat seinen Platz gefunden. Besonders wertvoll aber für alle, die die religiösen Anschauungen der Gegenwart verstehen wollen, sind die im ersten Vortrag über „Babel und Bibel" nur kurz berührten, hier aber ausführlich behandelten Fragen über Engel, Dämonen und Teufel. Die Heimat dieser Vorstellungen, die unserem Mittelalter seinen dunklen Hintergrund gegeben haben, ist Babylon. Möchte die Hoffnung des Verfassers, daß durch die Wissenschaft unser religiöses Denken von alteingewurzelten Irrtümern befreit werden wird, in Erfüllung gehen. Außer dem klaren Stil und der prägnanten Ausdrucksweise, die die Lektüre dieses Vortrags zu einem Genuß machen, verdienen besonders die vielen (50) trefflichen Abbildungen erwähnt zu werden, mit denen die Schrift ausgestattet ist. Torge.

Diese Bücher und Schriften sind zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Quelle & Meyer in Leipzig bei, auf den wir hierdurch noch ganz besonders aufmerksam machen.



GARTEN-MOEBEL

nach Entwürfen erster deutscher Künstler. Klare einfache Formen in sauberem leuchtenden Weiß, solid gearbeitet. Man verlange in Dresden gegen Einsendung von M. 0,50 das illustr. Preisbuch E.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKS-KUNST, G. M. B. H., DRESDEN-A. 16 - MÜNCHEN 2.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse

nach Entwürfen von

Professor Beck

liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper

Leipzig

Goethestrasse 1.

Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis u. franko.

MANNBORG,

Erste Harmonium-Fabrik nach Saugwindsystem in Deutschland.

Harmoniums

in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken. Höchste Auszeichnungen.

Fabrik: Leipzig-Lindenau, Angerstrasse 38.

Wegen Auflösung meines Haushaltes suche ich für meine **Hausdame** eine **neue Stellung.**

Haupt,

Berlin, Sebastianstraße 44.

Mehr als 2000 große und kleine Gemeinden verwenden seit vielen Jahren laufend unsere gesetzl. geschützten, gußeisernen Grabständer (Nummerpfähle), mit besonders wetterfestem Anstrich versehen, in den verschiedensten Ausführungen zum Preise von 32 bis 42 Pf. Verlangen Sie Musterstücke und ausführliche Offerte, es erwachsen Ihnen daraus weder Kosten noch Verbindlichkeiten.

Hollersche Carlshütte

bei Rendsburg.

Rheinische Weinkelterei

Telephon 3411 **Gebr. Wagner** Telephon 3411

Sonnenberg-Wiesbaden.

Herstellungs-Verfahren patent-amtlich geschützt. Lieferanten fürstlicher Hofhaltungen. Grosser Export. Höchste Auszeichnungen. Prima Referenzen.

Vergorene alkoholfreie Weine.

Tischwein (weiss)	0,65
Niersteiner (weiss)	0,80
Frauensteiner (weiss)	1,00
Winkeler (weiss)	1,20
Ober-Ingelheimer (rot)	1,00
Bordeaux St. Julien	1,25
Moselblümchen	1,00
Export-Apfelwein	0,40
Apfelsekt	0,90
Rheinweinsekt	1,50
Hochheimer Sekt	2,00
Grand vin Royal	2,50

Unvergorene alkoholfreie Moste.

Apfelnektar (Apfelsaft)	0,60
Weinnektar (weiss, Weinmost)	0,85
Erbacher Riesling (Traubenmost)	1,10

Die Preise verstehen sich exklusive Glas, netto Kasse ab Station Wiesbaden.

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak. 10** Pfd.-Beutel franko 8 M.

Cigarren billigst.

Geschenkt

erhält jeder für geringe Mühewaltung

1 Harmonium.

(Für kleine Bemühung an einigen freien Abenden). Auskunft gratis durch

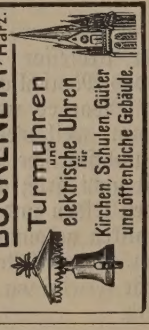
E. Roggenbauch, Stuttgart

Tübingerstraße 85.

J. F. Weule

BOCKENEM a/Harz.

Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.



Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin **Sachsenhausen** bei Frankfurt a. M.

Wichtig für Preise 6% billiger wie in der Provinz frankolieferung, Prachtkatalog mäßiger 800 Abbildungen gratis u. franko. **F. ZECH'S** Möbel-Fabrik, Berlin O. Gegründet 1859. Kleine Andreasstr. 9. Beamten 6% Rabatt.

Adressen zwecks Gewinnung neuer Abonnenten nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen

Der Verlag des Protestantenblattes.

Silber-Waren-Fabrik Arn. Künne ALTENA i. W.

Kirchengeräte

grösstbekannte Modellsammlung. Arbeit nach Entwürfen. **Einzelkelche** in Silber ab 5 M. Ganzsilberne **Abendmahlskelche** ab 75 M. Tausende Anerkennungen. **Festgaben** in Silber u. Metall.

Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.

Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.

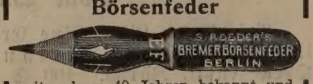
Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.

P. Furtwängler & Hammer

Hannover

Fabrik von Kirchen-Orgeln.

S. ROEDER'S Bremer Börsenfeder



seit nahezu 40 Jahren bekannt und weltberühmt als

beste Schreibfeder

Überall zu haben, man verlange ausdrücklich:

S. Roeder's Bremer Börsenfeder

weil viele minderwertige Nachahmungen unter ähnlicher Bezeichnung im Verkehr sind. Gesetzlich geschütztes Kennwort **„Jedem das Seine".**

Inserate

im

Protestantenblatt

haben stets

guten Erfolg!

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 13.

Berlin

Bremen.

25. März 1908.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Eduard Zeller †. — Bremen. — Die Freien am Rhein. — Pfarrergehälter in Preußen. — Zahlen. — Die Trennung von Kirche und Staat in Genf. — Römisches. — Preisaufgabe der Kant-Gesellschaft. — Eine orthodoxe Stimme zur Blockpolitik. — Personalgemeinde oder Quartiergemeinde. — Anzeigen.

Tagebuch.

Eduard Zeller ist am 19. März in Tübingen im Hause seiner Söhne gestorben. Er gehörte bis zum Jahre 1849, wo er auf Veranlassung des Kurfürsten von Hessen in Marburg, der den Sturm der damaligen „Pastorendemokratie" unter Vilmars Führung fürchtet, aus der ordentlichen theologischen Professur in die philosophische Fakultät übertrat, der Theologie, und hat in ihr der Arbeit der sogen. Baurschen Schule, die zuerst die natürlichen Gesetze geschichtlichen Werdens auf die Entstehungsgeschichte des Christentums energisch anwandte, gedient, durch Herausgabe der „Theologischen Jahrbücher" und eine ausgezeichnete kritische Untersuchung der Apostelgeschichte. Am 25. Januar 1814 in Klein-Bottwar bei Marbach in Württemberg als Pfarrerssohn geboren, kam er 13jährig nach Kloster Maulbronn, 1831 nach Tübingen, wurde 1836 Doktor der Philosophie, 1840 Privatdozent der Theologie in Tübingen, 1847 außerordentlicher Professor in Bern, 1849 ordentlicher in Marburg, wo sein Uebertritt in die philosophische Fakultät erfolgte. In dieser zweiten Hälfte seines Lebens entstand das Riesenwerk: „Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung." 5 Bände mit zusammen 4500 Druckseiten. 1862 siedelte er nach Heidelberg über und folgte 1871 einem Ruf nach Berlin als Nachfolger Trendelenburgs. Er wurde Doktor aller vier Fakultäten (phil. Tübingen, theol. Heidelberg, jur. Tübingen, med. Marburg), Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Ritter des Ordens pour le mérite. Seit mehreren Jahren hatte er sich von seiner Lehrtätigkeit nach Tübingen zurückgezogen, wo er mit seiner Gattin, der Tochter Ferdinand Christian Baurs, und nach deren Tode im Hause seiner Söhne lebte. Der deutsche Protestantismus hat einen seiner Großen verloren.

*

Bremen. Senator Dr. Ehmck, der langjährige Leiter unserer kirchlichen Angelegenheiten, ist gestorben. Sein Ruhestand (vergl. Nr. 47 v. Jhgs.) hat nicht lange gedauert, nicht ein halbes Jahr, und es war schwere Leidenszeit, so daß das Sterben Erlösung wurde. Wohl alle, die mit Senator Ehmck persönlich oder amtlich in nähere Beziehung getreten sind, werden die Empfindung haben: uns ist ein Freund gestorben. Denn wenn von irgend einem, dann galt es von ihm, daß der Mensch das Amt trägt und nicht das Amt den Menschen. Seine Seele ist nie einen Augenblick in Akten begraben gewesen und sein Herz nicht in Gesetzen und Rechten. Er, der geborene Bremer, hat sich wie kaum ein zweiter in Bremens Art eingefügt, die keine Regenten und Untertanen kennt, sondern nur Bürger in den geringsten und den höchsten Stellungen. Ich glaube, der Superintendent des kleinsten preußischen Kirchkreises hat weit mehr Souveränitätsbewußtsein, als dieser bremische „Kirchensenator" auch bei der ausgesprochensten Regierungsaktion je gehabt hat. Leider — wird mancher echte „Kirchenmann" außerhalb Bremens sagen; daher auch euere „trostlosen" kirchlichen Verhältnisse. Ein festes Zugreifen von oben herab wäre besser gewesen. Wer so denkt, kennt eben Bremen und bremische Art nicht. Wir haben nun einmal keine Empfindung für dieses „von oben herab" und werden sie auch hoffentlich niemals haben. Wir wollen den freien Kampf der Geister hundertmal lieber, als diktierten Frieden und als eine Ordnung, die nur erzwungene Unterordnung ist. Und wenn etwas krank bei uns ist, dann vertrauen wir, daß die Heilung von innen heraus erfolge durch Natur- und Geisteskraft und sind froh, daß uns keine kräftigen Rezepte vom Regierungstische aus verschrieben werden. Wir wissen, daß unser verewigter Senator Ehmck unsere kirchliche Zerspaltung aufs tiefste bedauert hat, aber er hat auch jenes Vertrauen geteilt und nie daran gedacht, diese bremische Angelegenheit anders als im bremischen Geiste zu behandeln. Wir sind ihm dafür übers Grab hinaus herzlich dankbar, und bei Liberalen und Positiven wird sein Andenken ein aufrichtig ehrenvolles bleiben.

Bei uns Liberalen noch ganz besonders. Denn Senator Ehmck war einer der Unseren. Das Wohl des freien Protestantismus lag ihm am Herzen, und bevor er Senator und Mitglied der kirchlichen Kommission wurde, ist er auch seinerseits kräftig dafür eingetreten. Schon 1869 gehörte er zu dem protestantisch-propagandistischen Kränzchen, das Lammers gegründet hatte, und das nach den Grundsätzen des Protestantenvereins an der Erneuerung der evangelischen Kirche arbeiten wollte. Seite an Seite mit Kradolfer, Habenicht, Bulle, Manchot stand er damals also in den vordersten Reihen des hiesigen freien Protestantismus. Und später, als er an die Spitze der bremischen Kirche trat, da hat Senator Ehmck in seiner tief religiösen und dabei freien Gesinnung die Objektivität gefunden, in welcher er mit peinlich gleichem Maße nach links und rechts gemessen hat. Er ruht, er ist am Ziel — und wir stehen noch mitten im Kampfe; daß wir den Kampf kräftig, aber gerecht und sachlich weiterführen wollen, das sei dem Andenken des Entschlafenen gelobt. R. E.

*

Die freien am Rhein. Reges Leben und hoffnungsvolle Stimmung herrscht bei den Freunden evangelischer Freiheit in Rheinland und Westfalen, deren Verband am 24. Februar in der Lesegesellschaft zu Köln seine Jahresversammlung abhielt. Die Zahl der Verbandsmitglieder ist auch im letzten Vereinsjahre wieder um 500 gewachsen. In den Wahlbewegungen des vergangenen Jahres trat zumal in den Städten ein Erstarken des Liberalismus deutlich hervor und führte zu mehreren bedeutungsvollen Siegen. Sollte der „Fall Jatho" aufs neue lebendig gemacht werden, so würden die Freunde evangelischer Freiheit auf dem Platze sein. Sie stehen auf der Wacht gegenüber dem schon mehrfach hervorgetretenen Bestreben, den § 22 der Rheinisch-westfälischen Kirchenordnung, nach welchem die Wählbarkeit zur Repräsentation fleißige Teilnahme am Gottesdienst und hl. Abendmahl zur Voraussetzung hat, engherzig auszulegen, und werden das Messen der Frömmigkeit an äußeren Formen im Interesse wahrer Frömmigkeit und im Sinne Jesu bekämpfen. Scharfe Verurteilung findet die ungleiche Behandlung der verschiedenen theologischen und kirchlichen Richtungen seitens einer Königlichen Regierung, welche den Lehrern jenes Bezirks den Besuch eines von positiver Seite veranstalteten religions-wissenschaftlichen Kursus empfiehlt und Urlaub zu demselben gewährt, dagegen das Gesuch um Urlaub zum Besuch eines gleichen Kursus von liberaler Richtung abschläglich bescheidet. Den Hauptgegenstand der Jahresversammlung bildete nach den vom Pfarrer Lic. Traub und Pfarrer Kühnen erstatteten Jahres- und Kassenberichten ein Vortrag des Vorsitzenden Professor Dr. Geffcken über Kirchenregiment, Generalsynode und das Pfarrwahlrecht der Gemeinden. In gründlicher und überzeugender Darlegung wies derselbe das letztere als nicht nur dem rheinisch-westfälischen Protestantismus, sondern auch dem Wesen der evangelischen Kirche entsprechend nach. Denn diese wird durch die Einzelgemeinde repräsentiert, während die Entwicklung unserer preußischen Landeskirche leider immer mehr zu straffer Zentralisation hin geht. Der Kampf um das Pfarrwahlrecht der Gemeinden wird indessen in Rheinland und Westfalen erfreulicherweise nicht mehr als Parteisache angesehen. Es fehlt nicht an Stimmen aus dem orthodoxen Lager, welche es dankbar anerkennen, daß die Liberalen wenigstens alsbald ohne Zögern für die Wahrung der Gemeinderechte eingetreten sind. Wie in dieser Frage, so stehen überhaupt in den kirchenpolitischen Kämpfen unserer Zeit die Freunde evangelischer Freiheit in Rheinland-Westfalen Schulter an Schulter mit dem Deutschen Protestantenverein. Und auch im Kampfe für die Wahrheit gehen sie mit ihm zusammen. Denn „wir wollen vor der Zukunft ein gutes Gewissen haben". Unter diesen Umständen fand auch der Gruß, den der Deutsche Protestantenverein dem Verbande durch einen alten Rheinländer überbringen ließ, freudigen Widerhall. Am Abend sprach vor einer großen öffentlichen Versammlung Professor Rein-Jena über Die Reform des Religionsunterrichts. Für die Tatsache, daß so viele Tausende von der Kirche nichts mehr wissen wollen, ist der Religionsunterricht jedenfalls mit verantwortlich zu machen, und über die Notwendigkeit einer Reform desselben sowohl in den höheren Schulen wie in den Volksschulen besteht kein Zweifel. Aber wie soll reformiert werden? Ueber diese Frage gingen auch in der an den Vortrag sich anschließenden Debatte die Meinungen noch sehr auseinander. Die Leitsätze des Vortragenden lauteten: Der Katechismusunterricht gehört nicht in die

Schule, weder auf die unteren noch auf die oberen Stufen. Er ist allein Sache der Kirche. Es kommt weder auf die Masse des dargebotenen Stoffes noch auf die Anzahl der Religionsstunden an. Im Zuviel liegt die größte Gefahr für die religiöse Erziehung. Der kirchliche Memorier-Materialismus muß aus den Schulen verschwinden. Im Religionsunterricht sollen keinerlei Prüfungen eingerichtet werden, denn über Gesinnung läßt sich nicht examinieren.

*

Pfarrergehälter in Preußen. Zusammen mit den anderen Besoldungsvorlagen ist der Antrag auf 10 Millionen Zuschuß aus der Staatskasse zur Durchführung des von der Generalsynode angenommenen Pfarrerbesoldungsgesetzes auf den Herbst vertagt worden. Es ist gewiß, daß dieser neue Aufschub neue Sorgen in Pfarrhäuser bringt, in denen man mit der Aufbesserung für den April gerechnet hatte. Der „Reichsbote" Nr. 66 macht den Vorschlag, wenigstens die durch kirchliche Umlage aufzubringenden Summen schon vom 1. April ab nach dem Sinn des Gesetzes zu verteilen. Die Schwierigkeiten der Durchführung dieses Vorschlages leuchten ein — wenn man aber das Pfarrerbesoldungsgesetz durch die synodalen Instanzen hätte beraten und beschließen lassen, statt es zwischen Pfarrervereinen, Oberkirchenrat und Generalsynode zu verabreden, würde in der Gemeinde eine größere Freudigkeit vorhanden sein, mit allen Mitteln die Not zu lindern. Ein Beispiel: Wie an anderer Stelle unseres Tagebuches ausgeführt wird, sind in der Stadt Rixdorf unter 46.319 steuerpflichtigen Bewohnern 44.401 Personen mit einem Einkommen von unter 3000 M., die also mit diesem geringen Einkommen auskommen müssen. Wird denen von vornherein klar sein, daß der Pfarrer mehr braucht, wirklich nötig braucht als 3000 M.? Wäre es nicht recht und billig, dies ihnen durch Kreissynodalverhandlungen erst einmal klar zu machen? Ein großer Teil dieser Personen muß durch die Kirchenumlage doppelt zur Pfarrbesoldung steuern — bei der Staatssteuer und bei der erhöhten Kirchensteuer! Jeder Einsichtige wird den evangelischen Pfarrern die Gehaltsaufbesserung gönnen — aber solche Einsichtige sind nur dort, wo ihnen durch Synodalverhandlungen Einsicht in die Verhältnisse gewährt wird.

*

Zahlen. In Rixdorf bei Berlin wohnen 210.000 Menschen. Von denen sind 46.319 steuerpflichtig; von diesen haben 44.401 Personen ein Einkommen von unter 3000 Mark. Unter den vorhandenen 52.363 Wohnungen haben 45.822, also 86,5 %, nur 2 und weniger Zimmer!

*

Die Trennung von Kirche und Staat in Genf hat die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs für die unabhängige freie Volkskirche in Genf nötig gemacht. Die allgemeinen Bestimmungen sind nach der „Ref. Kztg." Nr. 11:

> Die protestantische Landeskirche von Genf anerkennt als alleiniges Haupt Jesus Christus, den Erlöser der Menschen. Grundlage ihrer Lehre ist die Bibel, nach der Einsicht des christlichen Gewissens frei ausgelegt. Mitglieder sind alle in Genf wohnenden Protestanten, sofern sie nicht ausdrücklich ihre Nichtzugehörigkeit erklären; vom 20. Jahre an sind sie wahlberechtigt. Organe sind das Konsistorium, die Kirchenvorstände, die Compagnie des pasteurs. Die Gehälter werden aus der Zentralkasse bezahlt, welche aus den Kirchensteuern ihre Bedürfnisse bestreitet. Kirchen, Pfarrhäuser usw. werden Eigentum der Kirche.
>
> Der Entwurf soll jetzt von einem noch zu wählenden Verfassungsrat geprüft und genehmigt werden.

Zu diesem Thema geht uns soeben eine interessante Schrift zu: „Staat und Kirche in der deutschen protestantischen Schweiz. Ein Beitrag zur Trennungsfrage." Zürich. Kommissionsverlag des Schweizerischen Grütlivereins. 1908. 92 Seiten. Preis 80 Pfennige. (Zentralstelle!) Der „Züricher Anzeiger", ein sozialpolitisches Wochenblatt, hat seinem vornehmlich aus Arbeiterkreisen (!) bestehenden Lesepublikum diese Ausführungen geboten, die eine zuverlässige Darstellung des gegenwärtigen Verhältnisses von Staat und protestantischer Landeskirche bieten. Sieben im Amt stehende Geistliche haben mitgearbeitet und die Kantone Basel Stadt und Land, Aargau, Zürich, Glarus, Bern, Thurgau, Schaffhausen, St. Gallen, Appenzell, Graubünden behandelt. Eine wertvolle Arbeit, die auch in Deutschland interessieren wird.

*

Römisches. In Braunschweig ist in einer Versammlung von 300 Frauen ein Zweigverein des katholischen Frauenbundes unter dem Vorsitz der Frau Oberamtsrichter Brandis gegründet worden. — Der Zentrumsführer Oberlandesgerichtsrat Dr. Spahn (Kreis Fulda) wird für die nächste Landtagswahl nicht mehr kandidieren. — In Berlin hat am 16. März eine Zentrumswählerversammlung von 3000 Personen zur Einleitung der Landtagsagitation stattgefunden. — Die Absplitterung von katholischen Kriegervereinen vom Deutschen Kriegerbunde scheint gelungen. In Lathen im Emslande sind 21 Kriegervereine in Vorverhandlungen zur Gründung eines unabhängigen Verbandes zusammengewesen. — Der Antimodernist Professor Dr. Heiner in Freiburg soll mit dem Kardinalhut belohnt werden. — Gegen Professor Wahrmund, dessen Schrift „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft" (vgl. Beilage Nr. 10) mit Beschlag belegt worden ist, hat sich in Oesterreich und vor allem im klerikalen Tirol ein wütender Sturm erhoben; man fordert seine Absetzung. Der päpstliche Nuntius von Wien hat sich mit dem Ministerpräsidenten in Verbindung gesetzt und privatim erklärt, ein Mann wie Wahrmund könne ebensowenig katholisches Kirchenrecht lesen, wie ein Jesuit protestantisches. Man spricht von einer Versetzung Wahrmunds nach Graz, aber was soll das helfen? Die Universität steht dem verfolgten Kollegen bei. — Opfer sind sie alle diese Modernisten, deren Leid und Leiden doch nicht umsonst sein wird, denn die neue Zeit muß kommen, wie der Frühling nach dem Winter. — In Drontheim treten die Katholiken mit dem Anspruch hervor, daß ihnen der eben restaurierte Dom überlassen werde, da die in der Architektur des 12. Jahrhunderts wiederhergestellte Kirche zu dem kalten und schönheitsarmen Gottesdienst der Protestanten nicht passe, die Kirche einst auch von Katholiken gebaut und für den katholischen Gottesdienst gestiftet sei. — Also ähnliche Bestrebungen wie in Marburg. Die „Voss. Ztg." aber läßt sich schreiben, daß es in Norwegen keinem einfallen würde, diesen Ansprüchen nachzugeben.

*

Preisaufgabe der Kant-Gesellschaft. Das Thema der Preisaufgabe lautet: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Hegels und Herbarts Zeiten in Deutschland gemacht hat?" Es ist der von der Berliner Akademie der Wissenschaften für 1791 gestellten und bis 1795 verlängerten Aufgabe nachgebildet, zu deren Bearbeitung Kant selbst Entwürfe gemacht hat: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibniz' und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht hat?" Das jetzt gestellte Thema könnte, wie in den dem Preisausschreiben beigegebenen Erläuterungen hervorgehoben wird, auch lauten: „Welche definitiven Resultate hat die Metaphysik seit dem Zusammenbruch des deutschen Idealismus erzielt?" Hierbei ist „Metaphysik", wie in jener Akademie-Aufgabe und wie bei Kant, im weiteren Sinne genommen, derart, daß auch erkenntnistheoretische und naturphilosophische Probleme darunter fallen. Das Thema ist nicht so gemeint, daß notwendig „wirkliche Fortschritte" aufgewiesen werden sollen; auch eine zu einem negativen Ergebnis kommende Arbeit kann, wenn sie nur wissenschaftlich gut durchgeführt ist, preisgekrönt werden. — Die zeitliche Begrenzung nach rückwärts ist so zu verstehen, daß eine eingehende Würdigung Schopenhauers, des letzten Schelling, Benekes und Krauses außerhalb des Themas liegen soll. Es handelt sich hierbei nicht um eine ausführliche historische Darstellung aller in Betracht kommenden Systeme und Richtungen — im Gegenteil, deren Kenntnis wird in den Beantwortungen des Themas vorausgesetzt; Aufgabe des Autors ist es vielmehr, das Haltbare, Gemeinsame, Dauernde aus dem historischen Material jener Systeme und Richtungen herauszuarbeiten, das Veraltete, Individuelle, Wandelbare abzuscheiden und an den so gewonnenen Resultaten die Fortschritte gegenüber der Periode Hegel-Herbart, eventuell auch gegenüber der Kantischen und vorkantischen Metaphysik festzustellen. Am zweckmäßigsten würde dies durch zusammenfassende Thesen am Schlusse der Arbeit selbst geschehen. — Die Ausschreibung dieser dritten Preisaufgabe verdankt die Kant-Gesellschaft der Anregung ihres Mitgliedes, des Prof. Dr. Karl Güttler (Extraordinarius für Philosophie an der Universität München), welcher nicht nur das eben Formulierte nebst Erläuterungen selbst angegeben, sondern auch der Gesellschaft für die beste Beantwortung der Aufgabe eintausend Mark und für die zweitbeste Arbeit sechshundert Mark zur Verfügung gestellt hat. Alle weiteren die Bewerbung betreffenden Bestimmungen sind durch den Geschäftsführer der „Kant-Gesellschaft", Professor Dr. Vachinger in Halle a. S., zu erfahren.

Eine orthodoxe Stimme zur Blockpolitik.

(Vgl. Beil. 9.)

Das „Reich", das Organ der Christlich-sozialen, bringt folgenden für Protestanten höchst lesenswerten Aufsatz:

Wir wollten die gegenwärtige Lage vom Standpunkte der evangelischen Kirche aus beleuchten. Vom wem hat sie mehr zu erwarten, vom Freisinn, der jetzt Trumpf werden möchte, oder vom Zentrum, das bis zum Dezember 1906 Trumpf war? Was schadet der evangelischen Kirche mehr: die Zugeständnisse an das Zentrum oder an den Freisinn? Beide sind Gegner der evangelischen Kirche, das Zentrum um Roms willen, der Freisinn um seiner Gottlosigkeit willen. Das Zentrum möchte alle Evangelischen wieder in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückführen; der Freisinn möchte die Kirche und mit ihr das Christentum vernichten. Welches ist für unsere evangelische Kirche als solche die größere Gefahr, und welche Richtung hat, wenn sie zur Führerschaft kommt, die größere Aussicht auf Erfolg?

Das Zentrum ist gefährlich. Wir wollen nicht wieder unter den Bann des Papstes, wollen unsere Gewissens-, Glaubens- und Forschens-Freiheit nicht wieder verlieren, um uns in allen Dingen durch die römische Zensur bevormunden

zu lassen. Die Güter der Reformation halten wir hoch, und wir werden sie, wenn's not tut, verteidigen mit Gut und Blut. Aber ist denn die römische Gefahr wirklich so groß, daß wir Evangelische ernstlich fürchten müßten, wieder unter Roms Szepter zu kommen? Gewiß, die dominierende Stellung des Zentrums bis zum Dezember 1906 war beschämend, ja unerträglich. Aber hat es denn tatsächlich eine große, erfolgreiche Propaganda unter Evangelischen gemacht und evangelische Landstriche Rom wieder unterworfen? Ich glaube: Nein.

Wohl hatte Rom Einfluß auf unsere Politik und damit auch auf unsere evangelische Kirche, aber nicht durch erfolgreiche Propaganda unter Evangelischen, sondern durch die geschlossene Einigkeit aller Katholiken im Zentrum. Mögen wir über den Glaubensstandpunkt der Römischen sagen, was wir wollen, — so viel steht fest: Rom steht durch seinen Glauben, — und wir? Ich will den Satz nicht vollenden. Aber so viel hat die letzte Reichstagswahl uns gelehrt: der gottlose Liberalismus ist nicht imstande, Roms Macht zu brechen. Im Kampfe zwischen dem Unglauben und Glauben hat der Glaube sich behauptet, und wenn er auch, wie in der römischen Kirche, mit noch so viel Aberglauben vermengt ist. Ueber einen Sieg Roms auf deutschem Boden kann man sich nicht freuen, aber über einen Sieg des radikalen Unglaubens würde ich noch weniger erfreut sein. Der gottlose Freisinn, wie wir ihn derzeit haben, ist für die Zukunft unserer Nation und unserer Kirche noch weit gefährlicher als die römische Kirche.

Hat doch das Zentrum in Kirchen- und Schulfragen sogar fast stets mit den Konservativen zugunsten der evangelischen Kirche gestimmt, freilich nicht aus Liebe zur Kirche der Reformation, sondern um für die eigene Kirche bei der Gelegenheit etwas herauszuschlagen. Die Interessenpolitik für die römische Kirche zwingt eben das Zentrum, auch der evangelischen Kirche zu geben, was ihr not tut. Der radikale Freisinn aber gönnt der evangelischen Kirche nichts, hat vielmehr die atheistische Sozialdemokratie gezüchtet. So ist auch das Zentrum an der Ohnmachtsstellung unserer Kirche am allerwenigsten schuld. Daß die Katholiken einig sind, dürfen wir ihnen nicht zum Vorwurf machen, auch wenn sie dadurch im Staatsleben eine große Rolle spielen. Aber wo hat Rom in den letzten Jahrzehnten der evangelischen Kirche größere Vorteile abgewonnen? Auf seinem ureigenen Gebiet ist Rom durch die Tätigkeit des Zentrums gewiß erstarkt. Aber wenn die katholische Kirche längere Zeit beim Staate scheinbar mehr gegolten hat als die evangelische, dann liegt das nur an der letzteren. Unsere evangelische Kirche ist selbst ganz allein schuld an ihrer Einflußlosigkeit, und zwar deshalb, weil sie durch den Unglauben des Liberalismus innerlich so zerrissen und zerstückelt ist. Ihre Gebundenheit durch den Staat und ihre Ohnmacht in den Ketten des Unglaubens, — das ist ihr Elend. Von Rom haben wir nichts zu fürchten, vom gottlosen Freisinn alles.

Gelingt es ihm, die Führerrolle an sich zu reißen, die Kirche zu liberalisieren, die Schule zu simultanisieren und so das ganze Volk dem Unglauben zuzuführen, dann werden sich die beiden derzeit verbündeten internationalen Feinde, mit denen wir zu kämpfen haben, in den Raub teilen, — die einen gehen dann zur atheistischen Sozialdemokratie, die andern kehren unter Roms Szepter zurück. Das dürfte am letzten Ende der Erfolg des unfruchtbaren Freisinns werden. Die Kirche der Reformation aber wäre dann mit all ihren hohen, heiligen Gütern für alle Zeit verloren.

Darum heißt's: auf der Hut sein, daß uns mittelst der Blockpolitik durch Zugeständnisse an den Liberalismus nicht das Fell über die Ohren gezogen wird. Rom kann uns nichts tun, es sei denn, daß der Freisinn durch seinen Unglauben ihm Bahn bricht. Gegen den Bibelglauben ist Rom ohnmächtig. Mit dem freisinnigen Unglauben aber nimmt Rom es zehnmal auf: das hat die letzte Reichstagswahl bestätigt, wie es die lange Zentrumsherrschaft bewiesen hat.

Darum: Nur keine blinde Blockpolitik, sie treibt ins Verderben! Was aber soll dann geschehen?

So kurzerhand läßt sich nichts machen, und wir evangelischen Christen haben zurzeit keine Veranlassung, am Sturz des Reichskanzlers durch Sturmlauf gegen die Blockpolitik mitzuhelfen. Aber darüber müssen wir wachen, daß dem Freisinn während der Blockzeit nicht zu große Konzessionen gemacht werden. Lange wird's auch so nicht mehr dauern, dann wird der Block ganz auseinandergehen. Und ohne alle Frage wird dann ein neuer Reichskanzler eine andere Stellung zum Zentrum einnehmen müssen. Aber viel wird dadurch für die Regierung auch nicht gewonnen werden; denn die Schwierigkeiten mit dem Zentrum, Freisinn und der Sozialdemokratie bleiben. Ich sehe keinen anderen Ausweg als den, die evangelische Kirche selbst zu einer Macht im Volksleben werden zu lassen, die Rom das Gleichgewicht auch im öffentlichen Leben halten kann. Nur der Glaube, nur das Wort Gottes, lauter und rein, kann uns retten.

Also — nach römischem Muster soll die evangelische Kirche arbeiten! Ein Vorschlag, der freilich den Leser dieses Artikels kaum mehr überrascht. Ja, Rom sitzt uns näher, als in der römischen Kirche!

Personalgemeinde oder Quartiergemeinde.

In Straßburg hat das Direktorium an die Pastoralgesellschaft die Anfrage gerichtet, wie den Uebelständen abzuhelfen sei, die auf dem Personalgemeindewesen entstehen, um Material für eine Vorlage an die Gemeindevertretungen zu gewinnen. Dies Gutachten ist abgegeben worden, hat aber den Verdacht der Gemeindevertretungen erregt, als solle die Beseitigung der Personalgemeinden ohne Anhörung der Kirchengemeinden, zwischen Kirchenregiment und Pastoren abgemacht werden. Da nun die Gemeinden in Straßburg nicht so schläfrig und gutmütig sind, wie die allermeisten ostelbischen, ist es zu einer energischen und darum erfreulichen Kundgebung der Gemeindevertretungen gekommen, in der es heißt:

Die unterzeichneten Laienmitglieder der evangelischen Konsistorien und Kirchenräte Straßburgs, nach vorhergegangener gemeinsamer Beratung, fühlen sich gedrungen:

1. gegen das Vorgehen der Mitglieder der Pastoralgesellschaft zu protestieren, die einen für die evangelischen Gemeinden Straßburgs so folgenschweren Beschluß allein, ohne Beiziehung oder Befragung der gesetzlichen Vertreter dieser Gemeinden gefaßt haben. Sie sehen in diesem Verfahren einen schweren Eingriff in die Rechte der Gemeinden und eine Mißachtung des protestantischen Prinzips; denn es ist für die protestantische Kirche ein Fundamentsatz, zu dem sich unser großer Reformator Luther bekannt hat, nämlich, daß in der Gesamtheit der Gläubigen alle geistliche Macht und Herrschaft ruht.

2. gegen den Entwurf selbst zu protestieren, der zwar die evangelische Freiheit gewahrt wissen will, aber durch die persönlichen und schriftlichen An- und Abmeldungen und Mitteilungen die Handhabung derselben erschwert und für viele illusorisch macht.

Die unterzeichneten Laienmitglieder sprechen sich entschieden für die Beibehaltung des seit über 100 Jahren in Straßburg bestehenden und eingebürgerten Systems der Personalgemeinden aus und für die ungeschmälerte Freiheit eines jeden, sich den Geistlichen zu wählen, der seinen persönlichen Bedürfnissen entspricht.

Dieser Protest beruhte freilich auf dem Irrtum, als solle nun die Gemeinde überhaupt nicht gefragt werden, dem begegnet eine Erklärung der Pastoralgesellschaft, mit dem Hinweis auf den oben dargelegten Hergang der Sache. Sie wehrt sich gegen den Vorwurf pfarrherrlicher Anmaßung und Verletzung des Gemeindeprinzips und erklärt zu der Frage „Ob Personal- oder Quartiergemeinde?"

Zweitens: Das Gutachten der Pastoralgesellschaft will durchaus die evangelische Freiheit, in diesem Fall das Recht des Einzelnen, sich seinen Seelsorger zu wählen, gewahrt wissen. Es bedeutet einen Versuch, kirchliche Ordnung und persönliche Freiheit in Einklang zu bringen. Hat die Pastoralgesellschaft die richtige Lösung gefunden? Auch in ihrem Schoße haben sich schwerwiegende Zweifel erhoben. Der Beschluß ist nicht einstimmig gefaßt worden. Aber alle Mitglieder ohne Ausnahme würdigen die großen Uebelstände, die mit dem System der Personalgemeinden verbunden sind, ganz besonders die Ungleichheit der Gemeinden und den Umstand, daß viele Glaubensgenossen in Unkenntnis unserer Verhältnisse sich keiner Gemeinde anschließen, und sie bittet die verehrten Herren Kirchenvorstände zu erwägen, daß der Wandel der Zeit neue Bedürfnisse zutage fördert, denen die evangelische Kirche als Kirche des Fortschritts sich nicht verschließen darf.

Damit ist man also in Straßburg in die Behandlung dieser ernsten und wichtigen Frage eingetreten, und das allgemeine Interesse ist dieser Frage zugewendet worden. — Mancher mag denken, wie kann euch beim „Protestantenblatt" diese Erregung und diese erregte Erklärung der Gemeindevertreter erfreulich sein, zumal ihr selber erkennen müßt, daß an eine Ueberrumpelung der Gemeinde nicht gedacht worden ist? Zunächst freut uns die Erregung, weil sie von Leben zeugt, und Leben in den Gemeinden ist Ziel und Wunsch des kirchlichen Liberalismus. Sodann aber ist der zweite Teil der Gemeindevertretererklärung ein Beitrag zur Förderung der Sache, weil er die Stimmung in Laienkreisen kundgibt. Endlich ist durch die Erklärung das Interesse weiter Kreise an der Frage geweckt und belebt, und mitzusorgen ist die evangelische Gemeinde da, dazu aber sind kurze Synodalverhandlungen mit überraschenden Vorlagen nicht geeignet. Darum muß man sich freuen, daß die Angelegenheit nun reichlich besprochen wird, und Pastoren und Synodale mögen eifrig hinhören, was die Leute sagen, denn sie haben schließlich für diese „Leute" zu beschließen. Der preußische Oberkirchenratspräsident ist freilich nicht „für Erregung und Bewegung — er ist für Beruhigung." Das ist praktisch — fast hätte ich geschrieben: preußisch — aber nicht protestantisch.

Die beste geistige Kapitalanlage

ist: „Naumann lesen" schreibt Dr. Fritz Auer in seiner Naumann-Biographie. o

Naumann-Schriften.

Die Kunst im Zeitalter der Maschine	M.	0,25
Die Politik Kaiser Wilhelm II.	„	0,25
Die Wohnungsnot unserer Zeit	„	0,25
Kunst und Industrie	„	0,25
Die Stellung d. Gebild. i. pol. Leben	„	0,30
Die Politik der Gegenwart	„	0,60
Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebs. Geschenkausgabe	„	0,50
Der Geist im Hausgestühl	„	0,50
Briefe über Religion	„	1,50
Demokratie und Kaisertum	„	1,20
Neudeutsche Wirtschaftspolitik	„	4,—
„Asia". Eine Orientreise	„	4,—

In allen guten Buchhandlungen stets vorrätig. Eventuell durch den Buchverlag der „Hilfe". G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Verlangen Sie von uns den Naumannprospekt Nr. 20.

Das Protestantenblatt

kann von jeder beliebigen Nummer an beim **Verlage** bestellt und durch diesen bezogen werden.

Soeben erschien:

Was fordert die moderne Gemeinde von ihrem Pfarrer?

Vortrag

von **H. Gefficken,** Dr. jur. et phil.
Professor des öffentlichen Rechts an der Handels-Hochschule Köln.

8°. 36 Seiten. **50** Pf.

10	Exempl. à	**45** Pf.
25	„ à	**40** „
50	„ à	**35** „
100	„ à	**30** „
500	„ à	**20** „

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Kindergesangbuch.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.

Im Auftrage herausgegeben von
Alfred Fischer, Pfarrer in Berlin.

Enthaltend **126 Choräle.**

Kl. 8°, kartoniert **40** Pf. Von **50** Exemplaren an **30** Pf.

Ein gutes Kindergesangbuch in schlichter Ausstattung, das die besten Choräle unserer Gemeindegesangbücher und bekannte schlichte Kinderlieder enthält. Es will sich unterscheiden von ähnlichen Heften, die nach englischem Wesen allerlei Hymnen hineinmischen in unsern Kindergottesdienst. 126 Lieder, bei denen sinngemäß eine Auswahl der Verse als für Kinder geschehen ist.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb
Schöneberg-Berlin.

Probenummern des Protestantenblattes

werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.

Preis vierteljährlich M. 1,50.
Bei direkter Zusendung **40** Pf. extra.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.